

EINE MARKETENDERIN  
IN DEN  
NAPOLEONISCHEN  
KRIEGEN

Herausgegeben von  
Gert Pfeifer

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2017

Bibliografische Information durch die  
Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96145-224-8

Copyright (2017) Engelsdorfer Verlag Leipzig  
Alle Rechte beim Autor  
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

11,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## Vorwort

Nun bin ich schon 30 Jahre in historischer Uniform von 1813 und immer noch fasziniert von dem ganzen Trommelklang, Stimmengewirr der Mannschaften und den lauten Kommandos der Offiziere. Ein historisches Biwak vermittelt schon einen guten Eindruck von dem, was vor über 200 Jahren geschah und für das Militär wie auch für die Bürger, Bauern und Handwerker für viele Jahre oft schrecklicher Alltag war. Plünderungen, Einquartierungen und Drangsale genauso wie Mühsal bei langen Märschen oder Biwak im Feld. Doch irgendwie gehorcht alles einer gewissen Ordnung. Hier liegen in der Gegenwart die Feinde von damals und Freunde von heute gemeinschaftlich im Biwak, Zelt an Zelt oder bei einem guten Schluck und kräftigem Mahl am Feuer. Dann bricht die Nacht herein und langsam kehrt Ruhe ein. Nach wenigen Stunden vereinzelt Stimmen in der Sprache der verschiedensten Länder. Kühler Nebel liegt über der ganzen Szene. Pferde der Kavallerie werden im Morgengrauen versorgt. Jetzt fällt erst auf, daß die Stimmen anders klingen, als die harten Kommandos der Offiziere und Gespräche der Mannschaften. Es sind die zahlreich vorhanden Frauen und Mädchen, die schon lang am Werk sind, wenn ihre Männer noch im Schläfe liegen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Was oft nur so nebenbei Erwähnung findet; ohne diese fleißigen Hände, die mit Geschick und Verstand das Feuer entfachen, Essen bereiten oder hier und da an den Uniformen werkeln, würde bei den historischen Biwaks wohl kaum etwas gut funktionieren. Es fehlt den männlichen Kameraden oft die Einsicht, ohne die viele guten Geister im Hintergrund ist lebendige Geschichte nur schwer dar- und vorstellbar. Umso begeisterter war ich, als mir vor circa zwei Jahrzehnten eine schlecht lesbare Kopie der Lebensgeschichte von Sophie Holle in die Hände viel. Wohl schon 1863 in einem kleinen Büchlein gedruckt, faszinierte mich die lebendige Erzählung vom Glück und Unglück während der napoleonischen Zeit sehr. Lang schon hatte ich den Gedanken, diese kleine Lebensgeschichte dem Vergessen zu entreißen und damit auch den Frauen von damals gleichermaßen wie den „Marketenderinnen“ von heute einen großen Dank für oft auch aufopfernde und beschwerliche Taten, ein kleines „Denk-mal“ im wahrsten Sinne des Wortes zu schaffen.

Ich wünsche dem Leser genau so viel Freude und Erkenntnis, wie sie mir beim Lesen dieser kleinen Geschichte widerfahren ist. Mein „Dankeschön“ gilt im besonderen Maße meiner Frau Birgit, die sich die große Mühe gemacht hat, diese Geschichte

in lesbare Form zu bringen. Mein Dank gilt auch dem durch seine liebevollen und detailreichen Bücher zur napoleonischen Epoche in unseren Kreisen sehr bekannten Autor Dr. Reinhard Münch und nicht zuletzt dem „Verband Jahrfeier Völkerschlacht bei Leipzig 1813 e.V.“.

Und bevor sie sich ganz der Geschichte hingeben, soll ein kleines Gedicht voran gestellt werden.

Es stammt von unserer wohl bekanntesten Markentenderin, Giesela Kurze, die anlässlich unserer „Offiziershochzeit“ 1999 diese Zeilen verfasste und vortrug. Besser kann man es wohl nicht ausdrücken.



Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## Die Zunft der Marketenderinnen

Es grüßt Euch heute mit frohem Sinn,  
die Zunft der Marketenderin.

Das Fass ist unser Markenzeichen,  
das Messer, damit die Feinde weichen.  
Im Korb am Arm, Euch zum Gewinn,  
sind viele wicht'ge Dinge drin.

Wir ziehen mit das ganze Jahr.

Von Platz zu Platz das ist doch wahr.

Wir helfen Euch in jeder Not,  
doch wenn's uns reicht dann sehn wir rot.

Drum sag ich Euch heut und hier,  
ne Marketenderin hat's mächtig schwer.

Der eine will nen Kuss von mir,  
der nächste fragt „Hast Du noch Bier?“

und wieder ein tut mir winken,  
ich muss mit ihm noch einen trinken.

Beim Frühstück ruft ein Kerl in Not,  
Marketenderin, ich hab kein Brot.

Der Leutnant, es ist kaum zu fassen,  
ruft Marketenderin, mir fehl'n die Tassen.

Danach muss ich Kartoffeln schälen,  
mich später mit dem Feuer quälen.

Ich hole Wasser, hole Holz,  
und auf mein Essen bin ich stolz.

Ich muss dann schnell die Teller waschen,  
räum alles wieder in die Taschen.

Und will ich mich dann mal ausruh'n,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

hat wieder einer was zu tun.  
Der Ruf ertönt aus allen Ecken,  
ich bleibe ruhig, laß mich nicht schrecken.  
Die Worte zu mir rüber wehn,  
hast Du Papier zum Patronen dreh'n.  
Mein Knopf ist ab, Du musst ihn nähen.  
Kannst Du mir mal mein Koppel reichen,  
wo ist noch Wein, er tut nicht reichen.  
Ich muss noch schnell mein Fässchen füllen,  
schon hör ich wieder einen brüllen.  
Und steh'n wir dann in Reih und Glied,  
der Tambour spielt ein forsches Lied.  
Dann lächeln wir und reichen Wein,  
in den Gesang stimm' wir mit ein.  
Ich glaub, dass es für heute reicht,  
ne Marketenderin, die hat's nicht leicht.  
Ich wollt mich heute nicht beschweren,  
nur einmal unser Los erklären.  
Das war's für heute, ich muss gehen,  
wir werden uns bald wiedersehen.  
Es verabschiedet sich mit frohen Sinn,  
die Zunft der Marketenderin ...

Zu unserer „Offiziershochzeit“ 1999  
verfasst und vorgetragen von  
Giesela Kurze  
Marketenderin bei  
Marins de la Garde Impériale 1813

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!



## Erstes Kapitel

Es muß ein kriegerischer Stern am Himmel gestanden haben, als ich im Jahre 1783 im Dorfe Könnern, unfern von Halle an der Saale das Licht der Welt erblickte. Mein Vater war der ehrsame Schuhmachermeister Christoph Erich. Meine Mutter hieß Sophie, geborene Baumgarten. Die Ehe war reich gesegnet. Ich hatte sechs Brüder, war dagegen das einzige Töchterlein, und hatte in der heiligen Taufe den Namen meiner Mutter erhalten, Sophie Erich. – Ich mochte 10 Jahre alt sein, als die ganze Familie von Könnern in die Stadt Magdeburg übersiedelte. Ein unheimlicher Spuk in meinem väterlichen Hause gab die Veranlassung dazu. Eine alte Frau, die oben im Hause wohnte und von uns Kindern „Frau Muhme“ angeredet wurde, war gestorben. Eines Tages wurde mein Vater von zweien meiner Brüder mit der Nachricht überrascht, daß sie die Frau Muhme im Hause hätten umgehen sehen, sie sei auch bei ihnen in der Stube gewesen. Die Erscheinung wiederholte sich regelmäßig, so daß mein Vater sich endlich entschloß, seine „hellschenden“ Söhne zur bestimmten Stunde zu belauschen, um der Sache auf den Grund zu kommen. In der Nebenstube versteckt hörte er dann auch deutlich, wie die beiden kleinen Buben

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

die eintretende „Frau Muhme“ begrüßten und mit ihr Zwiesprache hielten. Seit diesem Tage reifte in meinem Vater der Entschluß, das unheimliche Haus zu verkaufen, und nach Magdeburg zu ziehen, wo wir Verwandte hatten. Wir bezogen dort ein Haus in der alten Neustadt. Nachdem ich mit vierzehn Jahren konfirmiert worden, und die Schule verlassen hatte, nahm mich wenige Jahre später das Leben in seine sehr ernste Schule. Ich war noch nicht siebzehn Jahre alt, als ich mich mit dem Einnehmer Johann Rathge verheiratete. Ich lebte in glücklicher Ehe mit meinem braven Mann, aber kaum war ein halbes Jahr verflossen, als er mir als Leiche ins Haus getragen wurde. Er war in seinem Berufe gestorben. Sein kleines Amt bestand darin, die richtige Ablieferung des mit der Elbe eintreffenden Flößholzes zu kontrollieren. Eines Tages war er in Gegenwart des Schiffers mit dem Abnehmen eines Haufens Brennholz beschäftigt, der von neun Arbeitern zu beträchtlicher Höhe aufgestapelt wurde. Das Ungeschick der Arbeiter veranlaßte den Zusammensturz des Haufens. Mein Mann und sämtliche Arbeiter wurden darunter begraben, und als Leichen daraus hervorgezogen. Nur der Schiffer hatte sich durch einen Sprung auf die Seite gerettet. Mein Schmerz war groß, als ich die Leiche meines braven Mannes erblickte. So war ich denn in dem jugendlichen Alter von siebzehn

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

Jahren schon Wittwe geworden. Nach Verlauf eines Vierteljahres bestanden meine Eltern darauf, daß ich mich wieder verheiraten sollte. Ein Arbeitsmann, Namens Hoffmann, hatte um mich geworben. Er war mit einer Mitschülerin von mir verheiratet gewesen, hatte sie auf's Gröblichste mißhandelt, und sich dann von ihr scheiden lassen. Ich weigerte mich entschieden gegen eine Verbindung mit ihm, da er mir in der Seele zuwider war. Als seine Werbung und das Zudringen meiner Eltern mir keine Ruhe mehr ließ, entschloß, ich mich zu einem entscheidenden Schritt. Ich kleidete mich eines Tages in doppelte Wäsche. Zog über meinen Werktagsanzug mein bestes Kleid, und trat so fein, wie es einer Braut zukommt, vor meinen Vater mit der Erklärung hin, ich wolle den elterlichen Vorstellungen nachgeben, und dem Hoffmann das Jawort und „die Treue“ (ein Geschenk zum Zeichen der Verlobung) bringen. Meine Eltern waren nicht wenig erfreut über meine Nachgiebigkeit. Ich verließ eilends das Haus, schlug aber nicht den Weg zur Hoffmann'schen Wohnung ein, sondern zu einem entfernter liegenden Stadtviertel, um eine Gesindemäklerin – eine sogenannte „Viertelsfrau“ – aufzusuchen. Nachdem ich dieser meinen Wunsch offenbart hatte, sobald als möglich in einen passenden Dienst zu treten, führte sie mich noch desselben Tages zur Besitzerin der Weinwirt-

Dieses Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

schaft „Zum goldenen Pelikan“ in der Appelgasse. Da die Frau des Hauses sich geneigt zeigte, mich anzunehmen, bat ich sie um ein Gespräch unter vier Augen, und offenbarte ihr meine ganze Lage. Sie lobte mein Verfahren, und war zufrieden, daß ich von Stund an als Köchin bei ihr in Dienst trat. Mir tat die Ruhe überaus wohl, auch wußte ich mir die volle Zufriedenheit meiner Herrschaft zu erwerben. Die Weinstube „Zum goldenen Pelikan“ war dazumal stark besucht, und wurde von einem Kellner, den meine Herrschaft angenommen hatte, auf's Beste bedient. Es lag schon in der dienstlichen Stellung, daß sich nach und nach zwischen der Köchin und dem Kellner ein näheres Verhältnis anknüpfte. Er hieß Jacob Holle, war von Gröningen bei Halberstadt gebürtig, hatte beim Regiment „Prinz Louis“, das damals in Magdeburg stand, gedient und es zum Unteroffizier gebracht. Augenblicklich war er auf unbestimmte Zeit beurlaubt, um die Vorteile eines guten Dienstes genießen zu können. Es war ein hübscher, gewandter Bursche, der mir mit großer Freundlichkeit begegnete. Das stach mir in die Augen. Was mir aber besonders anziehend war, lag in einem andern Umstand. Auch ihm war von seinen Eltern zugemutet, gegen seine Neigung zu heiraten; auch er hatte sich, um die Freiheit seines Herzens zu retten, auf und davon gemacht, und den Rock des Königs angezogen.

Diese Gleichheit der Lage und der Gesinnung mußte, nachdem wir uns Dieselbe einmal gegenseitig anvertraut hatten, die Herzen einander öffnen und erobern. Und so kam es denn auch. Ehe wir es uns versahen, waren wir Braut und Bräutigam. Meinen Eltern hatte ich mich bisher glücklich verborgen. Eines Tages putzte ich die Fenster, als gerade einer meiner kleinen Brüder vorüberkam, und mich erkannte. Nun war ich entdeckt. Meine Eltern waren wirklich in großer Sorge wegen meines Verschwindens gewesen, und so fehlte es an Vorwürfen nicht. Mein Verhältnis zu Holle wagte ich anfangs gar nicht zu berühren, und dennoch drängte dieser bei den immer drohender werdenden Kriegsaussichten des Jahres 1806 auf unsere Verheiratung. Endlich nahmen wir uns ein Herz. Mein Vater war nicht abgeneigt, die geschehene Tatsache anzuerkennen, meine Mutter aber, die das Hoffmann'sche Eheprojekt noch nicht verschmerzen konnte, wies Holle mit großer Heftigkeit die Tür, und wollte von einem Soldatenschwiegersohn nichts wissen. Da kam plötzlich der Regimentsbefehl, daß am andern Tage in der Richtung Jena ausgerückt werden solle. Ich war eben bei meinen Eltern zum Besuch, als Holle in großer Erregung eintreffend, mir diese Nachricht brachte und darauf bestand, daß wir noch am nämlichen Nachmittage heiraten müßten. Es seien außer uns noch andere

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

Paare da, an denen die Trauung vor dem Abmarsch vollzogen werden sollte. Der Kampf mit meiner Mutter war groß. Allein sie ergab sich endlich, und so zog ich am Nachmittag bräutlich geschmückt mit meinem Holle zur Trauung. Außer uns fanden sich noch fünfundzwanzig Paare ein, die in möglichster Eile, je fünf und fünf Paare, von dem Prediger im Beisein des Brigadeauditeurs zusammengegeben wurden. Als wir zum „goldenen Pelikan“ zurückkehrten, hatte die Wirtin den Tisch für uns gedeckt. Die Freunde meines Mannes und ihre Frauen waren eingeladen, und so feierten wir einen recht lustigen Hochzeitsschmaus. Der andere Morgen schien von Neuem ein kurzes Eheglück zerstören zu wollen. Um 5 Uhr erscholl die Reveille, und nicht lange, so zog das Regiment unter Trommel- und Pfeifenschall ab, und wie nicht anders zu erwarten, in den Krieg. Ich gab meinem Mann das Geleite bis vor's Tor, und mein Entschluß stand fest, ihm sobald als möglich zu folgen. Neun Tage waren vergangen, als ich von ihm einen Brief aus Apolda erhielt. Er schrieb, die Marschordre in's Hauptquartier von Jena sei eingetroffen, es sei für mich eine Stelle als Marketenderin disponibel, ich möge daher ungesäumt kommen. Am anderen Morgen saß ich mit zwei andern Frauen, welche das gleiche Los mit mir teilten, im Wagen. Um Mittag erreichten wir Apolda und

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

trafen das Regiment gerade vor seinem Abzug, der am Nachmittag vor sich ging. Meine Installation als Marketenderin ging feierlich vor der Fronte von statten. Jede Kompagnie erhielt drei Marketenderinnen. Ich stand mit meinem Mann bei der dritten Kompagnie des Füsilierbataillons des Prinz Louis-Regiments, er als Unteroffizier, ich als Seiner Majestät Marketenderin. Zwei Tage mochte das Regiment in Jena eingetroffen sein, als der Tag der verhängnisvollen Schlacht hereinbrach. Der Eindruck dieser ersten, obendrein so blutigen und unglücklichen Schlacht, war für mich ein entsetzlicher. Unsere Kompagnie war drei Stunden lang im stärksten Feuer. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß mich das Kanonenfieber auf's Heftigste ergriff und das mir Hören und Sehen verging, als ich links und rechts in meiner Nähe Soldaten und Offiziere fallen sah. Was mich in späteren Schlachten kaltblütig gelassen, daß setzte mich hier bei der ersten Bekanntschaft mit den Schrecknissen einer Schlacht dermaßen in Furcht, daß ich mein Heil in der Flucht suchen wollte. Da hörte ich die Stimme meines Mannes, der mir zurief: wenn ich die Frau eines Soldaten sein wolle, dann dürfe ich nicht feige davonlaufen, und den Mann im Stich lassen. Der Kapitain, der darauf aufmerksam geworden, stimmte mit ein, und so kehrte ich beschämt, aber entschlossen auf meinen Posten zurück. Der Andrang

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

des Feindes wurde inzwischen immer heftiger, unsere Reihen waren gelichtet, und fingen an zu wanken, da gewahrte ich plötzlich zu meinem Schrecken, daß mein Mann von einer Kartätschenkugel getroffen zu Boden fiel. Ich eilte in Todesangst zu ihm. Gottlob hatte die Kugel nur unten das Bein gestreift. Ich versuchte ihn aufzuheben, um ihn fortzuführen, aber die Wunde ließ es nicht zu. Ich bemühte mich, den Strumpf von der verwundeten Stelle zu entfernen, aber der Blutverlust war so stark, daß mich mein Mann bat, die Wunde nur so rasch wie möglich zu verbinden. Da riß ich der Länge nach ein Stück von meiner weißen Marketenderschürze, und legte so gut es ging den Verband an. Während dieser Operation war die Lage immer unhaltbarer geworden, wir waren völlig geschlagen und aufgelöst, und was von der Kugel des Feindes verschont geblieben, lief jetzt Gefahr in der allgemeinen Verwirrung zertreten und überfahren zu werden. Mein Mann erklärte mir deshalb. Es bleibe nichts anderes übrig, als daß er sich unter den Leichen verstecke, und in diesem Versteck abwarte, bis alles vorüber sei. Ich möge dagegen fliehen, und mich nach Gröningen zu seinen Eltern begeben. Er wolle versuchen, mir dahin zu folgen. Meine Flucht gelang, ich kam glücklich nach Gröningen, und kehrte von dort einige Tage später nach Magdeburg zurück, in großer Besorgnis, ob



ich meinen Mann noch einmal wiedersehen würde. Der Empfang bei meinen Eltern war nicht der beste, namentlich mußte ich von meiner Mutter oft den Vorwurf hören, daß ich gegen ihren Rat einen Soldaten geheiratet habe. Ich wohnte übrigens nicht bei meinen Eltern, sondern bei meinem Vormund, dessen Haus ich mit meinem ersten Mann, dem Einnehmer Rathge, bewohnt hatte, und der mir sehr gewogen war. Kaum waren einige Tage verflossen, als mich eines Abends mein Vormund aus meinem elterlichen Hause rufen ließ. Ich eilte hin, und gewahrte schon vor dem Eintritt, durch das Stubenfenster blickend, drinnen einen Soldaten sitzen. Mein Herz schlug höher. Als ich in die Stube trat, saß der Soldat, mir den Rücken zuwendend, so daß ich ihn nicht erkennen konnte. Da wandte er sich um, - es war wirklich Holle. Die Freude des Wiedersehens war beiderseits groß. Aber, wie elend sah der arme Mann aus. Sein Bein war noch furchtbar angeschwollen. Er erzählte mir, wie er sich nach meiner Flucht unter den Leichen versteckt gehalten, und dann teils am Boden fort-kriechend, teils mit Hilfe mitleidiger Bauern, die ihn auf den Wagen genommen, seine Flucht nach Gröningen bewerkstelligt habe, von wo aus er dann mir hierher gefolgt sei. Ich eilte noch am selben Abend zu unserem Kapitain, um das Wiedereintreffen meines Mannes anzumelden. Ich wurde beor-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

dert, ihn zum Lazarett bringen zu lassen, was denn auch andern Tages geschah. Neun Tage dauerte es, bis er wieder hergestellt war. Inzwischen hatte die Belagerung durch die Franzosen begonnen. Der Hauptangriff erfolgte von der Seite der alten Neustadt. Der Festungs-Kommandant von Kleist stand bei der Bürgerschaft in großem Mißtrauen. Man munkelte, daß er mit den Franzosen heimlich konspirierte, und ihnen die alte Neustadt als die schwächste Seite verraten habe, da die beiden andern Seiten durch die Elbe und bedeutende Mienenanlagen mehr geschützt waren. Als die Belagerer sodann das Bombardement begannen, und der Major von Millermitt (?) von den Festungswerken der alten Neustadt aus das Feuer mit Energie erwiderte, sollte ihm der Festungs-Kommandant das Feuer untersagt, und ihn bestraft haben. Die Bürgerschaft geriet darüber in die größte Aufregung, und bedrohte Kleist persönlich, falls er es wagen würde, die Stadt an die Franzosen zu verraten. Trotz alledem mehrte sich das Gerücht einer nahe bevorstehenden Übergabe, da man den Kommandanten, in's feindliche Lager fahrend, gesehen haben wollte. Wenige Tage später war das Gerücht zur Wahrheit geworden. Magdeburg hatte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Man hatte uns Hoffnung gemacht, daß die verheirateten Soldaten von der Kriegsgefangenschaft ausge-

nommen bleiben, und nach dem Ausmarsch in die Stadt zurückkehren würden. Allein mit Unrecht. Als die Besatzung ausmarschierte und im Angesicht der Belagerer sektionsweise das Gewehr streckte, mußten zwar die Verheirateten vortreten, aber da sich ergab, daß ihre Zahl sehr groß war, wurden wir umringt, und die Weiber mit samt den Männern als Kriegsgefangene abgeführt. So gelangten wir am ersten Abend nach Wansleben. Da es an Quartieren gebrach, mußten wir die Nacht unter freiem Himmel auf dem Marktplatz campieren. Mein ganzes Sinnen und Denken war auf die Möglichkeit einer heimlichen Flucht gerichtet. Ich hatte deshalb für meinen Mann Zivilkleidung mitgenommen. In Wansleben schien die Gelegenheit günstig. In seiner Verkleidung suchte er zu entkommen, wurde aber zum Unglück entdeckt, und stand in Gefahr, wie viele andere Deserteure erschossen zu werden. Kniefällig bat ich um sein Leben, und erbot mich in meiner Angst, für ihn zu sterben. Man erließ ihm denn auch wirklich die Todesstrafe, prügelte ihn aber statt dessen so erbärmlich durch, daß es mir durch die Seele schnitt. Den anderen Tag marschierten wir bis Halberstadt. Hier wurden wir mit vielen andern Leidensgefährten für die Nacht in einen großen Pferdestall einquartiert. Gerade gegenüber lag ein stattliches, hellerleuchtetes Wirtshaus, und da alles sehr der Erquickung bedurfte,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

erwirkten eine ältere Unteroffiziersfrau und ich die Erlaubnis, aus dem Wirtshause Erfrischungen holen zu dürfen. Im Wirtshause war es trotz der nächtlichen Zeit lebendig von zechenden französischen Soldaten. Kaum waren wir in die große Wirtsstube eingetreten, als wir uns gar bald von Zudringlichen umringt sahen. Ich verstand nichts davon, was sie parlierten, aber meine Begleiterin, die einige französische Ausdrücke kannte, verdolmetschte mir, daß es auf mich abgesehen sei, daß sie mir die schöneden Anträge machten, da die gefangenen Preußen keine jungen schönen Frauen verdienten, u.s.w. Um kein weiteres Mißverständnis übrig zu lassen, zeigte mir einer der Soldaten ein paar große goldene Ohrgehänge, die er mir schenken wollte. Ich geriet durch alles dies in einen solchen Schrecken, daß ich mir einen Augenblick erspähte, wo ich unvermerkt entweichen konnte. Meine Begleiterin hatte mir einen Gang bezeichnet, durch den ich die Straße wiedergewinnen könne. Ich renne denn auch in einen dunklen Gang, hatte aber den richtigen verfehlt, denn plötzlich weicht der Boden unter meinen Füßen, und ich stürzte bis an den Hals in die tiefe offene Grube eines heimlichen Kabinetts. Meine Lage war entsetzlich. Zu schreien wagte ich nicht, aus Furcht, den Franzosen in die Hände zu fallen. Mein einziger Trost war der Gedanke, daß mein Mann über mein Ausbleiben